

nach dem Ahnherrn, Hasmonäer) ging daraus als Dynastie hervor. Als freilich Herodes — der Satellitenkönig von Roms Gnaden — in diese Dynastie hineinheiratete, löste er die Makkabäer ab (nach Pompejus' Tempelsturm, 63 v. Chr.). Als Träger der nationalreligiösen Überlieferung traten schon in dieser Zeit an die Stelle der Ritual-Theokraten der assimilierten, kollaborationistischen Priester-Aristokratie Jerusalems die Moral-Theokraten der volkstümlichen, auch in den Lehrhäusern der Diaspora wirkenden Gesetzeslehrer unter den „Pharisäern“ (d. h. den „Frommen“).

V. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Judentums. Die Juden fühlen sich, wie es im Vorspruch ihres Grundgesetzes heißt, als Gottes „Sondereigentum vor allen Völkern, ... Königtum von Priestern, heiliges Volk“. Unter diesem Anspruch wollen sie ihre Geschichte im Guten wie im Bösen

betrachten und betrachtet wissen. Deshalb verstehen sie und auch die Christenheit ihr vielhundertjähriges Überdauern der Staatlosigkeit als „einzigen unwiderlegten Gottesbeweis“. Die Propheten (bzw. „Künder“), die unter ihnen auftraten und als keinem staatlichen oder „kirchlichen“ Amt verhaftete Geistesmänner maßgebenden Einfluß auf Denken und Handeln ihrer Volksgenossen nahmen (wie im Mittelalter Bernhard v. Clairvaux oder Niklaus v. d. Flüe), haben als Vorläufer Jesu von Nazareth (und später Mohammeds) den Glauben an die Einzigkeit ihres Gottes als des allein wahren und wirklichen über den ganzen Erdball auszubreiten versucht, ohne daß dabei unter den Juden selbst die Gewißheit von einer verbleibenden Sonderstellung ihres Volkes in der Vorbereitung der vollkommenen Gottesherrschaft über alle Welt erstorben wäre.

9. Lion Feuchtwangers „Josephus“ Wahrheit und Verirrung eines historischen Romans

Ein Buchbericht von Prof. Dr. Karl Thieme

Da diese ursprünglich für die Frankfurter Hefte vorgesehene und angenommene Besprechung bisher dort nicht gebracht wurde, veröffentlichen wir diese Kritik nun an dieser Stelle.

I.

„Was ist, was will ein ‚historischer Roman‘? Die Gattung ist dubios, und die nicht sehr zahlreichen gültigen und großartigen Beispiele sind gleichsam Grenzfälle“, schreibt Walter Dirks im Vorwort zu Feuchtwangers Romantrilogie über den Verfasser des „Jüdischen Kriegs“, den berühmten Historiker Flavius Josephus.

Dieser Ausdruck ‚Grenzfälle‘ trifft ungemein genau; an jener Grenze nämlich scheinen uns die weitaus besten Werke der Gattung erwachsen zu sein — Manzoni ‚Verlobte‘ etwa und einiges von Fontane, von Lesskow — bis zu welcher große Erzähler in die von ihnen selbst schon nicht mehr miterlebte Vergangenheit dadurch eindringen konnten, daß sie sich gegenwärtigten, wie alte Leute, die sie noch gekannt hatten, zu sprechen, zu denken, zu handeln pflegten.

Sobald man weiter zurückzutasten versucht, steht man vor der unausweichlichen Wahl, ob man die Figuren der Handlung eine ‚historisch echt rekonstruierte‘, auf den Leser dann meist künstlich wirkende Sprache sprechen lassen — oder ob man diese rücksichtslos modernisieren und so von vornherein darauf verzichten will, die Atmosphäre von einst heraufzubeschwören. Feuchtwanger hat extrem das Zweite gewählt — bis hin zur Betitelung seiner Rabbinen als ‚Doktoren‘ und des jüdischen Lehrhauses als ‚Universität‘. Seine Juden wie auch seine Römer des 1. nachchristlichen Jahrhunderts reden ganz genau wie Menschen des 20.; wohl nicht nur, weil er für solche schreiben will, sondern auch weil er meint, mit ihrer Sprache (die sich aus Briefstil, Komödie und dergleichen weitgehend rekonstruieren ließe) hätten jene Menschen von einst auch nicht viel anderes zu sagen gehabt als die heutigen Städtebewohner; gleiche Inhalte seien in verschiedene Formen einkleidbar, und nicht seien die jeweils wechselnden Lautleiblichkeiten Ausdruck immer wieder verschiedenen Seelentums, das auch noch einfühlsame Übersetzung durchschimmern zu lassen vermöge. — Für die *Gestalt* also verzichtet Feuchtwanger von vornherein auf jeden Versuch geschichtlicher Treue; wie er es mit *Stoff* und *Gehalt* der Erzählung hält, das ist die Frage, die der Kritiker zu beantworten hat.

II.

In den allergrößten Zügen der Handlung hält sich Feuchtwangers Lebensbeschreibung des Josephus an das, was aus

dessen dürftiger Selbstbiographie (eigentlich: Apologie) und seinen anderen Werken bekannt ist. Wir begegnen einem ehrgeizigen jungen Rabbiner, der am römischen Kaiserhofe Neros jüdische Gefangene freibittet; der beim kurz danach ausbrechenden Aufstand zunächst ein Kommando in Galiläa erhält, dann, als er dort in Gefangenschaft gerät, sein Leben durch die dreiste Anwendung *messianischer* Prophetien auf das „aus dem Osten“ Hervorgehn der künftigen Königsherrschaft des Feldherrn Vespasian erkaufte; der dessen Sprecher gegenüber den Aufständischen, dann aber auch wieder ihm gegenüber Fürsprecher der (angesichts der Ausichtslosigkeit des Aufstands zur ‚Loyalität‘ zurückkehrenden) Juden wird; zugunsten der Römer schönfärberischer Geschichtsschreiber dieses Aufstands, dann zugunsten des Judentums apologetischer der Geschichte seines Volkes. An dieser widerspruchsvollen, ja peinlich fragwürdigen Erscheinung fesselt den Romancier die Möglichkeit, daß ihr Schicksal vielleicht doch ein in seiner Art bedeutendes, weil typisch jüdisches gewesen sein könnte. (Wie wiederholt ausdrückliche Vergleiche mit großen Gestalten der Geschichte des Gottesvolkes unterstellen, S. 640, 939!)

Und so erfindet der Erzähler mit durchaus rechtmäßiger ‚dichterischer Freiheit‘ allerhand Züge, die den anrühenden Glücksritter in ihrem Zusammenwirken zum tragischen Helden steigern: Gerade Josephs Anfangserfolg in Rom hat den Aufstand erst ausgelöst, den Joseph dann desertiert. Von den Söhnen, welche ihm eine nach flüchtigem Genuß von Vespasian weggeworfene und dem Juden als Gattin aufgezwungene Kriegsgefangene gebiert, verliert Joseph den einen durch schuldhaftes Gleichgültigkeit gegenüber dem Kinde der Ungeliebten, den andern durch maßlosen Ehrgeiz für diesen Spätgeborenen, der ihm den schlimmeren, geistigen Verlust des dritten Sohnes ersetzen sollte, des aus gescheiterter ‚Liebesheirat‘ mit einer Ägypterin hervorgegangenen, von ihr und einem griechischen Erzieher zu fanatischem Judenhaß erzogenen ‚Paulus‘. Und was schließlich Josephus' Geschichtswerk anlangt, so muß er selbst es — trotz allem äußeren Publikumserfolg — angesichts der Kritik seines von ihm als überlegen anerkannten Nebenbuhlers Justus von Tiberias als im letzten mißglückt ansehen lernen, als ein unsachliches Gemengsel ‚weltbürgerlicher‘ und ‚nationalistischer‘ Tendenz-Historiographie.

Das alles ist zwar kaum der wirkliche Josephus, aber immerhin ein aus dessen tatsächlichem (auch: Ehe-!) Schicksal herauskonstruierbarer möglicher; solches könnte solchem Manne damals zugestoßen sein.

Möglich sind auch wesentliche Züge des Zeitgeschichtsbildes, das über das feststehende Tatsachengerippe hinaus von der Phantasie des Erzählers entworfen wird. Wenn er entgegen der ‚offiziösen‘ Version der ‚Geschichte des jüdischen Krieges‘ (VI, 4, 6) den Titus am Tempelbrand mitschuldig sein läßt, so kann er sich dabei zum mindesten auf das ebendort an früherer Stelle eingeschlichene Sätzchen stützen: „Als nun der Cäsar erkannte, daß die Schonung fremder Heiligtümer seinen Soldaten nur Tod und Verderben bringe, befahl er, Feuer an die Tore zu legen“ (VI, 4, 1); und wenn er den überlieferten Ausspruch des sterbenden Titus, „es existiere nur *eine* Tat von ihm, die er zu bereuen habe“ (Sueton, Titus X), auf eben diese Tempelbrandstiftung bezieht, so ist das gewiß nicht undiskutabel. Daß sich Titus und vor allem dann auch Domitian von dem ihnen unheimlichen Juden-Gott geradezu bekämpft, verfolgt und schließlich umgebracht gefühlt haben können, wie es Feuchtwanger darstellt, entspricht durchaus ihrer spätrömisch superstitiösen Mentalität, — wie denn überhaupt die Schilderung dieses *zugleich* zynisch-nihilistischen und ängstlich-abergläubischen ‚imperialen‘ Rom dem Zeitgenossen der ebenso nihilistischen und ebenso abergläubischen Hitler und Konsorten weitaus am besten geglückt ist.

III.

Freilich: Schon die Schilderung des andern (besseren) Rom, des republikanischen, rechtsstaatlichen, dem Cäsarismus opponierenden, ist Feuchtwanger nicht ganz gelungen; sein Cornelius Tacitus bleibt eine blasse Gestalt, und nicht nur, weil er als Schweigender unter Domitian überleben muß, um nach dessen Sturz als Historiker reden zu können. (Eine kühle Kontrastfigur zu dem heißblütig überströmenden Josephus.) Auch die ‚Vestalin Cornelia‘ zeigt die Aufgabe einer Vergegenwärtigung des ehrwürdigen Alt-Rom mehr geahnt als wirklich gelöst; daß sie mit Vergils ‚Aeneis‘ als klassischem Epos und Livius’ Geschichts-Werk aufwuchsen, das merkt man niemandem von diesen Römern und Römerinnen des Romans an; sie sind fast nur degenerierte und politisch depossedierte Aristokratie; jener andre Menschen-schlag, der auch noch da war, aus dem später die großen Leo und Gregor hervorgingen, er fehlt hier so gut wie gänzlich.

Denn er kann nicht ersetzt werden durch die karikierten Gestalten der beiden Christen im Kaiserhaus, des 95 von Domitian hingerichteten Titus Flavius Klemens und seiner verbannten Gattin Domitilla; beide — wie alle im Roman auftretenden Christen — nach dem Muster gutartiger Sektiärer des 20. Jahrhunderts gezeichnet; unberührt von allem, was an damaligen und wenig späteren Gemeindeständen I Korintherbrief, Apokalypse, Hermas, Tertullian und Martyrologien ahnen lassen. Zur Uninformiertheit aber kommt nun hier ein kaum entschuldbares spekulatives Spiel mit geschichtlichen Tatsachen, die feststehen, solche Willkür also verbieten sollten: Derselbe Autor, der Seite 1076 ff. gemäß der unbestrittenen Überlieferung (Hegesipps aus dem 2. Jahrhundert) leibliche Verwandte Jesu von Nazareth — als mögliche ‚Thronprätendenten‘ verdächtigt — vor Domitian vorführen läßt, läßt seinen Helden, nachdem dieser sich (S. 652) vergebens in Galiläa bemüht hat, als Historiker irgendwelche Spuren eines weniger als zwei Menschenalter zuvor dort aufgetretenen Jesus von Nazareth ausfindig zu machen, eine absurde Spekulation unwidersprochen hinnehmen (S. 697 f.), wonach ein unter Pilatus wegen Messianismus gekreuzigter Unbekannter mit dem (nach des wirklichen Josephus ‚Altertümern‘ XX, 9, 1) im Jahre 63 vom Hohenpriester zur Steinigung verurteilten (sog. ‚Herren-Bruder‘) Jakobus zusammengeworfen worden und so die ‚Legende‘ vom gekreuzigten Jesus entstanden sei.

Wer nun annähme, er könne diese Geschichtsklitterung gewissermaßen einem ‚jüdischen Standpunkt‘ des Verfassers zuschreiben, schon weil dieser seine am schärfsten abspre-

chenden Urteile über den christlichen Glauben als „Preisgabe alles dessen, was das Judentum an großer starker Tradition besitzt“, seinem unfehlbaren Justus von Tiberias in den Mund legt (S. 714, ähnlich S. 741), der würde trotzdem irren.

Denn dieses Buch eines Juden über einen Juden ist dennoch kein jüdisches Buch, vielmehr der Versuch, das jüdische Schicksal von der Basis des absoluten Unglaubens aus zu verstehen; ein Versuch also, den man aus der Sicht des jüdischen wie des christlichen Offenbarungsglaubens gleichermaßen von vornherein zum Scheitern verurteilt findet, — wie hoch immer man die Fähigkeiten dessen, der ihn unternimmt, einschätzen, wie ehrlich man seine religiöse ‚ignorantia invincibilis‘ (unüberwindliche Erkenntnisunfähigkeit) zu respektieren geneigt sein mag.

Formuliert ist Feuchtwangers eigener Standpunkt — wieder von seinem allweisen Sprecher Justus — mit den Worten:

„Dir erkennbar ist nur, was geeignet ist,
Dir jeweils zu bestätigen,
Daß du dich nach Lust betätigen
Und sein darfst, was du bist“ (S. 744);

was, wenn zutreffend, jede Neuebesinnung und büßende Umkehr ausschloß; schon damit ist ein Fundament alles jüdischen (und christlichen) Seins und Tuns formell verneint. Die (scheinbare) biblische Stütze der hier entfalteten Weltanschauung muß das Buch des Predigers (Kohélet) liefern (S. 666 f., 1118 f. und anderwärts); aber in den Partien, wo seine fast zynische Nüchternheit durch den Ausdruck trotzdem ungebrochener Gottesfurcht ergänzt, ins Gleichgewicht gebracht und ebenso erst ‚offenbarungsfähig‘ gemacht ist, wird es mit billiger Kritik für „gefälscht“ erklärt (S. 697); es handelt sich um den Anhang des Buches 12, 12 ff., der ganz offen als Zusatz deklariert ist: 12, 9, und nur resumiert, was jenes selber nicht vergessen hat: 3, 14; 5, 6; 7, 18.

Damit ist die — letzten Endes nichtige — menschliche Wirklichkeit (im besten Falle!) reduziert auf einen lebenslänglichen Kampf zwischen dem ‚Gefühl‘ auf der einen Seite (dem unbändigen, leidenschafts-glühenden Herzen), welchem zu folgen rauschhafte Triumph-Momente verheißt, aber in vernichtende Katastrophen hineinführt, einzelne wie Völker, und auf der andern Seite der ‚Vernunft‘, dem kühl berechnenden Kopfe, nach dessen Rat zu handeln allein Überdauern und die Vollendung weithinauswirkender Werke verbürgt, aber oft mit maßloser Schmach und Demütigung erkaufte werden muß. (Etwa von Josephus, als er sich unter das ‚caudinische Joch‘ des Titusbogens bückt, der den Triumph über die Juden verewigt.) Letzte Seligkeit ist, nach jahrzehntelanger mühsamer Bändigung jugendlichen Überschwangs am Ende (S. 1169) wieder ‚unvernünftig‘ sein zu dürfen und in einem als nutzlos erkannten Aufstand sinnlos umzukommen. („Wir werden weiter marschieren, bis alles in Scherben zerfällt...“)

Aber schießen wir nicht mit Kanonen auf Spatzen? Lohnt denn dieser Roman, benötigt er solch ernsthafte Auseinandersetzung?

Ja, schon weil seine Veröffentlichung in Walter Dirks’ Vorwort damit begründet wurde, daß auch in Deutschland „die Stunde gekommen ist, da wir in einer bitter erprobten und neu errungenen ‚Unbefangenheit‘ über die jüdische Existenz in der nichtjüdischen Welt als unser gemeinsames geschichtliches und menschliches Schicksal wieder nachdenken und meditieren können. In einer Unbefangenheit, die das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist“.

Wem jene jüdische Existenz unter den Völkern nicht gleichgültig ist, wer aus Pauli Römerbrief (11, 17 ff.) erkannt zu haben meint, daß im Sinne des Abrahams-Segens Heil und Unheil aller Völker, auch des eignen, noch immer davon abhängt, wie sie sich zu dieser jüdischen Existenz in ihrer Mitte stellen, dem kann es auch nicht gleichgültig sein, wenn Tausende von Landsleuten die vielleicht erste große Ge-

samtdeutung des jüdischen Schicksals, die sie nach der Hitlerzeit in die Hände bekommen, in die Irre führt, um so täuschender im Hintergründigen und Letzten, je glänzender und einleuchtender sie das Vordergründige erfaßt.

Denn es ist hier wirklich von einem gescheiten Könner blendend dargestellt, auch ganz ohne jene apologetische Beschönigung, die an ‚korrekteren‘ Geschichtsbildern oft so peinlich berührt. Feuchtwanger geht manchmal fast bis ins Gegenextrem, etwa wenn er von der halben Million Juden in Alexandria schreibt: „Ihre kultische Absonderung, ihr Reichtum, ihre Hoffart hatten immer wieder zu wüsten Pogromen geführt... Sie waren stolz selbst auf die Angriffe, sie waren ihnen eine Bestätigung ihrer Macht. Denn sie regierten in Wahrheit das Land Ägypten, wie einst Josef, der Sohn des Jakob, unter seinem Pharao...“ (S. 223). Feuchtwanger sieht auch völlig klar das soziologische Problem des Judentums nach der Zerstörung des seine Einheit noch in der Zerstreuung verbürgenden Jerusalemer Tempels: „Nun das Haus Jahwes nicht mehr stand, wurden die Bräuche für das Judentum, was der Körper für den Geist ist; hörten die Bräuche auf, dann hörte auch das Judentum auf“ (S. 263). Darum die entscheidende Wichtigkeit des von den Römern tolerierten, über die Bräuche, über die ‚Einheit der Lehre‘ wachenden, mit der römischen Kurie vergleichbaren zentralen Lehrhauses. Seine Rabbis allein waren die „Hüter der Lehre. Nur das Kollegium von Jabne verhielt, daß sie sich verflüchtigte, daß sie zurückverschwand in den Himmel, aus dem sie gekommen war. Die Lehre, das war der innere Zusammenhalt, ... das Herz und der Sinn der Judenheit“ (S. 890); um die innere (christliche) und die äußere (römische) Gefährdung jenes Lehrhauses dreht sich denn auch im tiefsten die gesamte Handlung im zweiten

und dritten Teil der Roman-Trilogie, nachdem im ersten die Zerstörung des Tempels geschildert ward.

Das Schlimme ist nur: Die diese Lehre retten, sind bei Feuchtwanger von der Wahrheit dieser Lehre selbst nicht überzeugt. Jochanan ben Sakkai, der Gründer Jabnes, sagt: „Es ist fraglich, ob der Messias jemals kommen wird. Aber glauben muß man es...“ (S. 201). Und sein Amtsnachfolger Gamaliel (II.) sagt: „Durch die Bräuche und das Gesetz retten wir wenigstens den Jahwe Israels“; — um sich gleich danach selbst zu fragen: „Ist das Gotteslästerung?“ (S. 905); und um schließlich — als ein offenbar letztes! — zu stehen: „Ich finde unser jüdisches Volk, ich finde diesen wilden Drang, weiter zu existieren, sich nicht unterkriegen zu lassen, das Erhabenste, Wunderbarste, was es auf dieser arm und dunkel gewordenen Welt gibt“ (S. 907).

Kollektiver Lebensdrang, fanatischer Nationalismus, rational bediente ultima irratio als das Letzte und Höchste, — das mag heute wie gestern die große Versuchung des jüdischen Menschen (aber wahrlich nicht *nur* des jüdischen Menschen!) sein. Wenn aber die Bibel nicht lügt, dann ist der Sinn dieser Versuchung, daß sie — wie es kollektiv und auch individuell nun doch immer wieder geschah und geschieht — überwunden wird in die Haltung dessen hinein, von dem der Prophet sagt:

„Gestoßen ward er, er aber beugte sich
und öffnete nicht seinen Mund;
wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird,
wie ein Schaf, das vor dem Scherer verstummt,
hat er nicht geöffnet seinen Mund“ (Is 53, 7).

Wer das nicht vergißt, der wird diese spannende Josephus-Trilogie mit mancherlei Gewinn zu lesen vermögen.

10. Zionistische und israelische Rechenschaft 1957

Im Folgenden bringen wir zwei Dokumente zum heutigen Stand des Bewußtseins im Welt-Zionismus und im Staate Israel: Die Eröffnungsansprache des Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation auf der (60.) Jubiläumstagung des Zionistenkongresses in Jerusalem. *Nahum Goldmann* (gekürzt) und die auf eben dieser Tagung gehaltene bekanntnishafte Ansprache des israelischen Ministerpräsidenten *David Ben Gurion* (vollständig). Worum es heute für Israel als Volk und Israel als Staat geht, ist aus beiden Reden eindrücklich zu entnehmen.

a) Eröffnungsansprache zum 60. Zionistenkongreß

von Dr. Nahum Goldmann

10. bis 23. Juli 1957 in Jerusalem

Mehr als ein Jahr ist seit dem letzten Zionistenkongreß vergangen, und ich will in dieser Eröffnungsansprache die Hauptereignisse dieser schicksalsvollen Jahre zusammenfassen. Ich will drei Gesichtspunkte der gegenwärtigen Situation behandeln:

1. Unsere allgemeine Lage;
2. Die interne jüdische Lage;
3. Die Lage innerhalb der Zionistischen Bewegung.

Die beiden hervorragenden Ereignisse dieses Jahres waren die Sinai-Aktion mit all ihren Folgen, und zweitens der Beginn der großen Einwanderung, besonders von Europa. Ich will nicht in allen Einzelheiten die Resultate des Sinai-Feldzuges werten, welcher eine militärische Glanzleistung darstellte, politisch allerdings ein viel schwierigeres Kapitel war. Vom allgemeinen israelischen Standpunkt aus gesehen, brachte es als Hauptgewinn eine Dramatisierung von Israels Sicherheitsproblemen, wie sie nie zuvor erreicht wurde, und beeindruckte die Weltmeinung durch den explosiven Charakter des Nahen Ostens, der damit verbundenen Gefahr für

den Weltfrieden und der dringenden Notwendigkeit, eine Stabilisierung in dieser Gegend herbeizuführen, was nicht ohne Frieden zwischen Israel und den arabischen Staaten geschehen kann. Ohne die politische Lage im einzelnen zu crörtern, habe ich den Eindruck, daß wir in eine Periode eintreten, in welcher die Möglichkeit eines Friedens zwischen den Arabern und Israel durchführbarer erscheint als je zuvor. Es gibt zwei Gründe für diese Beurteilung: erstens die Tatsache, daß die arabischen Führer, auch wenn sie es noch nicht öffentlich zugeben, langsam davon überzeugt werden, daß Israel ein dauerhaftes Gebilde ist, und sie beginnen, ihr Denken diesem „fait accompli“ anzupassen. Der zweite Grund ist, daß sich die großen Mächte der Gefahr für den Weltfrieden bewußt werden, welche die chaotische Lage im Mittleren Osten darstellt. Sie sind daher bereit, mit dieser Lage sich wirksamer zu befassen, als sie es bis jetzt getan haben, ganz besonders, da keine der Großmächte einen Krieg wünscht. Sogar die Sowjetunion, trotz ihrer äußerst unfreundlichen Haltung Israel gegenüber und ihrer Ermutigung des extremen arabischen Nationalismus, ist am Weltfrieden interessiert, besonders nach den Veränderungen in ihrer Führerschaft. Diese Situation eröffnet Ausblicke für einen Frieden mit all seinen unschätzbaren Vorteilen für Israel. Andererseits birgt sie gewisse Gefahren, daß Versuche unternommen werden, einen Frieden aufzuzwingen, der für Israel unannehmbar wäre und seiner Zukunft schaden könnte.

Zum Glück für Israel und für uns alle war der zweite Teil des vergangenen Jahres nicht in erster Linie mit politischen Problemen angefüllt und der Verteidigung von Israels Interessen, sondern hauptsächlich mit den Problemen der wieder-einsetzenden Masseneinwanderung. Diese Einwanderung hat einen neuen spezifischen Charakter angesichts der Tatsache, daß ihre Mehrheit aus europäischen Ländern kommt. Dies gibt ihr eine außerordentliche historische Bedeutung, nicht